

Das Fremde im Eigenen. Zur Repräsentation von Migration und Mobilität im Museum

Regina Wonisch

Vortrag am Steirischen Museumstag 2016 am 2.4. in der Ottersbachmühle

In meinem Beitrag möchte ich zeigen, dass Mobilität und Migration gleichsam menschliche Konstanten sind. Zu allen Zeiten haben Menschen ihren Lebensmittelpunkt verlagert, allerdings in unterschiedlichem Ausmaß, aus unterschiedlichen Gründen, unter unterschiedlichen Bedingungen und Grenzregimen. Es kann um Einwanderung oder Auswanderung, um Arbeitsmigration, Liebesmigration, Flucht oder Vertreibung etc. gehen. Mehr noch: es gibt kaum ein gesellschaftliches Phänomen, das *nicht* mit der Migration von Personen, Waren oder Ideen verknüpft ist. Ich konzentriere mich in meinem Beitrag allerdings vor allem auf Formen der Arbeitsmigration. Doch auch hier sind die Grenzen fließend, denn wo hört Mobilität auf und wo fängt Existenzbedrohung an? Die Geschichte der Migration ist aber immer auch eine Geschichte der Grenzen bzw. Grenzziehungen, wengleich die Trennlinien unterschiedlich definiert wurden und werden. Vielleicht ist das Bedrohliche auch nicht die Differenz, sondern die Phänomene, wo die Grenzen nicht klar zu ziehen sind. Wenn wir eigentlich nicht genau erklären können, was *uns* von den *anderen* trennt. Ich habe es jedenfalls sehr begrüßt, dass von der Tagungsleitung die Begriffe *Migration* und *Mobilität* ins Spiel gebracht wurden. Denn manche Menschen werden nie als MigrantInnen wahrgenommen, während andere – oftmals aufgrund ihrer äußeren Erscheinung oder ihres sozialen Status – es immer bleiben, egal, wie lange sie schon an einem Ort leben oder welche Staatsbürgerschaft sie haben. Ein Mensch mit schwarzer Hautfarbe wird immer als fremd wahrgenommen, egal wie lange er schon in Österreich lebt oder welche Staatsbürgerschaft er hat. Umgekehrt wurden ZuwanderInnen aus Deutschland meist nicht als MigrantInnen betrachtet. Erst der Umstand, dass es sich derzeit um die größte Migrantengruppe in Österreich handelt,

rückte sie in das Blickfeld von Migrationsdiskursen. Der Begriff Migration verweist demnach nicht generell auf Menschen, die einen Ortswechsel vornehmen und dabei nationale Grenzen überschreiten, sondern auf Menschen in Bewegung, deren Status aus ökonomischen oder politischen Gründen prekär ist: Pflegerinnen aus der Slowakei, Bauarbeiter aus der Türkei oder Flüchtlinge. Darin unterscheiden sie sich von *mobilen* Menschen wie etwa KünstlerInnen, WissenschaftlerInnen oder MitarbeiterInnen internationaler Konzerne, die Auslandserfahrungen und internationale Kontakte suchen und dadurch in der Regel einen Prestigegewinn verzeichnen.ⁱ

Migration ist zwar ein aktuelles Thema, aber kein neues Phänomen.ⁱⁱ Alle europäischen Großstädte sind durch Zuwanderung zu Metropolen geworden. Vom 12. bis ins 18. Jahrhundert bestanden die Städte im deutschen Sprachraum zu gleichen Teilen aus in der Stadt Gebürtigen und Zugewanderten. Aber erst in den letzten Jahrzehnten hat sich jenseits der gängigen Narrationen von Migration als Bereicherung oder Bedrohung die Position etabliert, Migration als wesentlichen Faktor städtischer Entwicklung zu betrachten. Und so wurde auch von Museumsseite formuliert, Stadtgeschichte ist und war Migrationsgeschichte.

Und auch wenn man erst im Zeitalter der industriellen Revolution von Massenmigrationsbewegungen spricht, auch in der vor- und frühindustriellen Zeit war die Mobilität vor allem der Handwerker und Händler sehr groß. Denn nicht nur die Gesellen begaben sich auf Wanderschaft, schon die Lehrjungen mussten oftmals weite Wege zurücklegen, um eine Lehrstelle in einem Ballungszentrum zu finden. Und auch die Meister konnten nicht immer an einem Ort bleiben, da die Nachfrage insbesondere bei Spezialprodukten sehr schwankte. Die Zünfte gelten zwar gemeinhin als sehr geschlossenes Sozialsystem, waren aber von einer hohen Fluktuation geprägt. Im Allgemeinen waren die Wanderarbeiter jedoch als qualifizierte Arbeitskräfte geschätzt. Ebenso waren auch die Wanderhändler bei der Bevölkerung meist sehr beliebt, weil sie das Warensortiment bereicherten und Nachrichten auch aus entlegenen Gebieten mitbrachten.

Dass Wien im 17. Jahrhundert zur permanenten Residenz der habsburgischen Kaiser (1620) und damit zum Verwaltungs- und Wirtschaftszentrum des Habsburgerreiches wurde, machte die Stadt für ZuwanderInnen aller Schichten aus den umliegenden Gebieten attraktiv. Zudem wurden von staatlicher Seite qualifizierte Handwerker mit besonderen Fertigkeiten aus dem Ausland angeworben, um die Luxusgüterindustrie aufzubauen: so wurden französische Hutmacher, norditalienische Seidenfabrikanten, die Augarten-Porzellan-Manufaktur aus Holland oder Schweizer Uhrmacher nach Wien geholt. Dafür wurden auch rechtliche Rahmenbedingungen geschaffen, wie die Einführung von Schutzbefugnissen für Protestanten. So konnte im Unterschied zu anderen Städten der Bevölkerungsrückgang aufgrund hoher Sterblichkeitsraten kompensiert werden. Um 1750 galt Wien als die größte Stadt Mitteleuropas. Die Obrigkeit förderte zwar die Wanderungsbewegungen von Gewerbetreibenden und Handwerkern, unterwarf sie aber gleichzeitig strikten Kontrollmaßnahmen. Denn in der Mobilität wurde auch eine Gefahr gesehen: mobile Menschen kamen mit unterschiedlichen politischen und religiösen Einflüssen in Kontakt, aber auch mit anderen vagabundierenden Menschen, die als Bettler, Arbeitsscheue, Kriminelle generell unter Verdacht standen. Und abgesehen davon, dass sich die Obrigkeit der Loyalität der „Fremden“ nicht sicher sein konnte, befürchtete sie, dass sie den Gewinn wieder in die Herkunftsorte mitnehmen. Die Position der Zünfte zu Zuwanderern war ebenfalls ambivalent. Zum einen versuchten sich die Zünfte von Zuwanderern abzuschotten, um die Konkurrenz im Zugang zu Absatzmärkten, Rohstoffen, sozialen und politischen Positionen auszuschalten. Dabei griffen sie meist auf obrigkeitsstaatliche Diskurse zurück und nutzten „Fremdheit“ als ein Argument der Abwehr. Zum anderen gab es Zünfte, die geradezu auf Zuwanderer angewiesen waren, wie etwa jene der Rauchfangkehrer. Als Wien nach der zweiten Türkenbelagerung 1683 einen ungeheuren Aufschwung erlebte und zur Barockstadt ausgebaut wurde, holte man dafür auch italienische Architekten, Baumeister, Steinmetze und Maurer in die Stadt. Diese führten die engere

Kaminbauweise ein und da es zu dieser Zeit noch kein Rauchfangkehrergewerbe in Wien gab, gelang es italienisch-sprachigen Rauchfangkehrern diesen Gewerbebezweig zu übernehmen und durch ein erfolgreiches System der Kettenmigration über lange Zeit zu dominieren. Nicht alle italienischen Rauchfangkehrer blieben in Wien, aber auch diejenigen, die in ihre Herkunftsorte zurückkehrten, trugen zur Etablierung des Netzwerkes bei.

In diesen Fällen wurde die Zunft zu einem Ort der Integration. Insbesondere als die Zugehörigkeit zu einer Zunft mit der Erlangung des Bürgerrechts verbunden war. Mit dem Eintritt in einen Meisterbetrieb verloren die Gesellen ihre „Fremdheit“, mit dem Austritt aus dem Beschäftigungsverhältnis haftete sie ihnen allerdings wieder an. Im Zunftwesen etablierte sich eine hochentwickelte Kultur der Ein- und Ausschlüsse, aber es war ein flexibles System.

Fremdheit im Handwerk wurde von der frühen Neuzeit bis ins 18. Jahrhundert auf lokaler Ebene definiert. Sobald ein Geselle seinen Heimatort verließ, befand er sich in der Fremde. Aber Fremdheit war nicht mit Orten oder Regionen verbunden, ein Fremder konnte ein Wanderhändler aus Böhmen sein oder jemand, der in der Nähe von Wien wohnte. Fremdheit wurde nicht als feststehende Eigenschaft definiert, Fremdheit war nicht auf den Leib geschrieben. Fremdheit war gleichermaßen Produkt und Bedingung der Wanderschaft. Die Fremde war kein vorgefundenes Terrain, sondern ein Moment der Praktiken der Wandernden und der Obrigkeiten, die diese Praktiken verwalteten und regulierten.

Ab 1780 wird zwischen ortsansässiger und einheimischer Bevölkerung unterschieden. Zur einheimischen Bevölkerung zählte man jedoch nicht aufgrund des jeweiligen Geburtsortes, sondern durch den Besitz des Heimatrechts. Dieses erlangte man durch Vererbung, Heirat, eine Mitgliedschaft in einer Zunft oder einen Staatsposten. Durch die Neuregelung von 1863 gewährleistete das Heimatrecht auch den Anspruch auf Kranken- und Armenversorgung. Wer kein Heimatrecht besaß, konnte in seine Heimatgemeinde abgeschoben werden. Das betraf vor allem Arbeitslose, Kranke und

Alte, für die der jeweilige Aufenthaltsort nicht die Fürsorge übernehmen wollte. Indem das Heimatrecht an die Herkunftsgemeinde gebunden war, blieb jeder, der seinen Ursprungsort verließ, ein Fremder.

Ende des 18. Jahrhunderts wurden die lokalen Interpretationen von Fremdheit in Richtung einer staatlichen Definition erweitert. Damit fanden auch die Begriffe *Inländer* und *Ausländer* zusätzliche Verbreitung, wobei der Begriff *Ausländer* auch eine negative Konnotation erhielt. Das hing nicht zuletzt mit der Französischen Revolution und der damit verbundenen »Erfindung der Nation«ⁱⁱⁱ zusammen, die für Habsburger Monarchie eine Gefahr bedeutete. Vor allem haben die entstehenden Nationalstaaten jedoch zur Konstruktion von »Wir-Identitäten« beigetragen, wobei die *eigene* Identität immer in Abgrenzung zu einem wie auch immer definierten *Anderen* gedacht wurde. Mit dieser Kategorisierung geht vor allem die Neutralisierung des *Eigenen* einher, demgegenüber alle und alles *fremd* sind. Ethnizität haftet somit stets den *Anderen* an, auch wenn ihr *Anderssein* immer nur durch das *Eigene* bestimmbar ist. Fremdheit ist keine Eigenschaft, sondern eine in sozialen Interaktionen produzierte Zuschreibung, die Distanz und Differenz innerhalb gesellschaftlicher Beziehungen definiert. Aber genau an dieser Schnittstelle entsteht das moderne Museum als diskursiver Ort des aufgeklärten Bürgertums und als Machtsymbol der neuen nationalen Ordnung. Denn die Identifikation mit dem Nationalstaat und seinen Angehörigen beruhte nicht auf erlebten sozialen Beziehungen, sie musste mittels verbindender Rituale und Repräsentationsformen hergestellt werden.

Massenmigration im 19. Jahrhundert

Die industrielle Revolution führte Mitte des 19. Jahrhunderts zur Auflösung traditioneller agrarischer Strukturen und setzte damit massive Migrationsbewegungen von der Peripherie in die urbanen und industriellen Zentren in Gang. In Wien wurde die Stadterweiterung mit dem Ringstraßenbau (1865) und den damit verbundenen

Prachtbauten zu einem wirtschaftlichen Impuls, der einen enormen Bedarf an Arbeitskräften – nicht nur im Baugewerbe – nach sich zog. Die signifikanteste Wanderungsbewegung in diesem Zusammenhang war jene aus den (verarmten) ländlichen Regionen Südböhmens und Mährens, die Wien gleichsam zur zweitgrößten tschechischen Stadt machten.^{iv} Um 1900 lebten in der 2 Millionen Stadt etwa 400.000 TschechInnen. Die TschechInnen kamen allerdings nicht nur aus eigenem Antrieb, Werber holten Jugendliche als Lehrlinge aus den böhmischen und mährischen Dörfern und kassierten dafür bei den Eltern ebenso wie bei den Wiener Meisterbetrieben eine Vermittlungsgebühr.

Die repräsentativen Palais böhmischer Adeliger in der Wiener Innenstadt verweisen zwar darauf, dass die in Wien lebenden TschechInnen nicht nur dem Proletariat zuzurechnen waren. Aber es wurden vor allem die vielen tschechischen ArbeiterInnen auf den Baustellen und in den Ziegeleien, die Dienstboten, Kindermädchen, Hausmeister, Schneider, Schuster und Hausierer wahrgenommen, denn sie prägten das Stadtbild und damit die Vorstellungen von den tschechischen ZuwandererInnen, die sich schließlich zu den Klischeebildern vom *Ziegelböhm* und dem *böhmischen Dienstmädchen* verdichteten. Die vielen in den bürgerlichen Haushalten tätigen Tschechinnen waren es schließlich auch, die die Rezepte all jener Speisen mitbrachten, die in keinem Wiener Kochbuch fehlen: Buchteln, Kolatschen und Powidltatschkerln. Doch ebenso wie die vielen tschechischen Namen und Bezeichnungen nicht mehr als solche wahrgenommen werden, droht auch in Vergessenheit zu geraten, dass die typische Wiener Küche viele böhmische Gerichte enthält und die vielen tschechischen Musiker beispielsweise dazu beitrugen, dass die Polka in Wien zu einem äußerst beliebten Gesellschaftstanz wurde. Die tschechischen ZuwanderInnen passten sich relativ rasch an das großstädtische Milieu an, wenngleich es Unterschiede gab: Tendenziell wirkte die größere Dichte von MigrantInnen in den Außenbezirken – dem sog. Tschechengürtel – der Assimilation entgegen. Handwerker und Gewerbetreibende, aber auch Dienstboten in den bürgerlichen Wohnbezirken waren

einem stärkeren Anpassungsdruck ausgesetzt.

Im Unterschied zu den Handwerkern der vorindustriellen Zeit, die innerhalb des Zunftwesens auch in der Fremde Unterstützung fanden, mussten sich die ArbeitsmigrantInnen im industriellen Zeitalter Netzwerke und Organisationsformen selbst aufbauen. Mit der Zeit entstand ein dichtes Netz an tschechischen Vereinen, die unterschiedliche gesellschaftliche Bereiche abdeckten – Kultur, Sport, Bildung, Politik, Religion und unterschiedliche ideologische Ausrichtungen verfolgten. Sie dienten zunächst als Ersatz für das vertraute soziale Gefüge der Herkunftsorte, das in der industriellen Massengesellschaft der Großstadt fehlte. Vor allem konnten sich die ZuwanderInnen in den Vereinen ohne Anfeindungen ihrer Muttersprache bedienen. Denn oftmals genügte es, in der Öffentlichkeit tschechisch zu sprechen, um Anstoß zu erregen. Doch trotz dieser Organisationsdichte kann man nicht von einer »Parallelgesellschaft« sprechen. Die Vereine waren zunächst ein Strukturprinzip des gesellschaftlichen, nicht des nationalen Lebens – erst unter den Vorzeichen sozialer Bruchstellen gerieten sie in das nationale Spannungsfeld.

Dass die Nationalitätenkonflikte Ende des 19. Jahrhunderts zunahmen, ist auf mehrere Entwicklungen zurückzuführen. Bei Teilen der tschechischen Zuwanderer hatte sich ein gewisser wirtschaftlicher Erfolg eingestellt, wodurch das Selbstbewusstsein stieg. Zudem begann der Zuzug von qualifizierten tschechischen Industriearbeitern mit einer stärker national ausgeprägten Identität. Zur selben Zeit begann jedoch die wirtschaftliche Entwicklung in Wien zu stagnieren, sodass die ZuwanderInnen als Konkurrenz insbesondere für den vom sozialen Abstieg bedrohten Mittelstand empfunden wurden. Seit 1900 mehrten sich die Anträge im Gemeinderat, die darauf abzielten, die tschechischen ZuwanderInnen nahezu aus allen sozialen Schichten und Berufszweigen vom Arbeitsmarkt fernzuhalten beziehungsweise sie überhaupt an der Zuwanderung zu hindern. Auf der symbolischen Ebene erfolgte die Abgrenzung vor allem in Wiener Liedern, Witzen und Pamphleten, wobei Rückständigkeit, Unterentwicklung aber auch Hinterhältigkeit zentrale Bilder der tschechenfeindlichen

bzw. antislawischen Rhetorik waren. Die Wiener Stadtverwaltung sah in der großen Zahl der tschechischen ZuwanderInnen vor allem einen Störfaktor und übersah, dass die Wiener TschechInnen zu dieser Zeit längst integraler Bestandteil der Stadt waren.

Nationalitätenprinzip

Letztlich brachte erst die politische Neuordnung nach dem Ersten Weltkrieg die Anerkennung als Minderheit, um die die TschechInnen so lange gekämpft hatten. Denn als Kehrseite des Selbstbestimmungsrechts der Völker brauchte es Minderheitenschutzverträge als Begleitmaßnahme. Doch schon damals stimmten die Staatsgrenzen nicht mit den wirtschaftlichen, sprachlichen, kulturellen Grenzen überein. Sie verwandelten Staatsbürger in Minderheiten auf der einen Seite und Ausländer auf der anderen Seite und eröffneten damit auf signifikante Weise die Willkür der Grenzen, die die Kategorien des »Eigenen« und »Fremden« an Plausibilität einbüßen lässt. Die Tschechen, Slowenen, Slowaken, Kroaten, Ungarn, Sinti und Roma, die in der Habsburger Monarchie ansässig wurden, sind als autochthone Minderheit anerkannt und unterliegen damit vielfältigen Minderheitenschutzrechten – im Unterschied zu vielen Zuwanderergruppen der Zweiten Republik, die vielfach aus den gleichen Regionen kommen.

Mit dem Nationalitätenprinzip, das die Probleme des Vielvölkerstaats lösen sollte, wurde jedoch die Vorstellung fixiert, dass »Ethnizität« das entscheidende Differenzkriterium homogener Gesellschaften darstellt. Das bedeutet, dass viele Herausforderungen und Probleme heterogener Gesellschaften auf kulturelle Unterschiede zurückgeführt werden und befördert damit das Verschwinden des Sozialen, Ökonomischen und Politischen im gesellschaftlichen Diskurs.

Nachdem viele TschechInnen und andere Bevölkerungsgruppen nach dem Zerfall der Habsburger Monarchie in die Nachfolgestaaten abwanderten und die Zuwanderung stagnierte, kam es tatsächlich zu einem Anwachsen der „ansässigen“ Bevölkerung. Die

Ideologie des Austrofaschismus und Nationalsozialismus trugen das ihre zur gewaltvollen Privilegierung der deutschen Sprache und Kultur bei, indem alle übrigen Bevölkerungsgruppen Juden, Sinti und Roma, Slawen diskriminiert, vertrieben oder vernichtet wurden. Gleichzeitig wurden jedoch Millionen von FremdarbeiterInnen quer über den Kontinent verschleppt – in der „Ostmark“ machten sie etwa 37% der Beschäftigten aus. Nach 1945 konnten und wollten viele der ZwangsarbeiterInnen nicht mehr in ihre Herkunftsorte zurückkehren.

In einer Zeit der europaweit überaus hohen Mobilität der Bevölkerung, wurde in der Geschichtswissenschaft die These von der Sesshaftigkeit und der Immobilität auf die vorindustriellen Gesellschaften projiziert, Migration war lange Zeit kein Thema. Obwohl spätestens seit der Durchsetzung des Handelskapitalismus im ausgehenden 15. Jahrhundert das menschliche Arbeitskräftepotenzial weltweit in Bewegung geraten war. So entstand das Bild jener vermeintlich homogenen Sprach- und Kulturgemeinschaft, die die in den 1960er Jahren angeworbenen Arbeitskräfte aus Jugoslawien und der Türkei als „Fremdkörper“ erscheinen ließ. Doch wie bei den Wiener TschechInnen, solange sie in der wirtschaftlichen Hochkonjunkturphase gebraucht wurden und solange sie vielfach in Arbeiterheimen untergebracht wenig sichtbar waren, waren die „GastarbeiterInnen“ kein Problem, sondern erst als 1973 eine wirtschaftliche Rezession einsetzte. Doch zu diesem Zeitpunkt hatten viele der ZuwanderInnen bereits Fuß zu gefasst, Familien gegründet oder nachgeholt. Mit der zunehmenden Globalisierung haben sich nicht nur die Einzugsgebiete der zuwandernden Menschen ausgedehnt der Alltag von immer mehr Menschen unterliegt vielfältigen räumlichen Ordnungen. Dazu zählt nicht nur das Auseinanderfallen von Herkunfts- und Wohnort, sondern auch das Eingebundensein in eine global verflochtene Wirtschaft und Medienwelt. Mit der zunehmenden Globalisierung ist das Nationalitätenprinzip in gewisser Weise obsolet geworden und erfährt doch gleichzeitig eine ungeheure Renaissance. Umso wichtiger wäre es vielleicht, Differenz nicht als Ausgangspunkt, sondern als Endpunkt eines Differenz produzierenden Prozesses zu

sehen und die statische Zuordnung von ethnischen Gruppen und Kulturen zugunsten einer transkulturellen und transnationalen Perspektive zu verschieben. Dann würde bewusst werden, dass es in dem vermeintlich »Eigenen« immer schon viel »Fremdes« inkorporiert ist.

Museum und Migration

Das Thema Migration hat in den letzten Jahren in zunehmendem Maß Eingang in Museen und Ausstellungen gefunden. Insbesondere in den städtischen Ballungsräumen kam man aufgrund der zunehmenden Globalisierung nicht umhin, Migration als zentrales Moment gesellschaftlicher Entwicklung zu betrachten. Ein Schwerpunkt liegt jedoch in der Auseinandersetzung mit der Arbeitsmigration seit den 1960er Jahren. Nicht zuletzt weil man hier Objekte und vor allem (Lebens)Geschichten noch sammeln kann, auch wenn auch diese aufgrund des hohen Alters der ProtagonistInnen ebenfalls vom Verschwinden bedroht sind. Denn da Migrationsgeschichten aufgrund des »nationalen Containerdenkens« im Museum ebenso wie in der Geschichtswissenschaft lange kein Thema war, müssen die meisten Museen zunächst auf die Suche nach Objekten gehen, um Migrationsgeschichten ausstellen zu können. Dabei droht jedoch manchmal in Vergessenheit zu geraten, dass Migrationsbewegungen gleichsam schon seit »Menschengedenken« stattgefunden haben. Eine Ausstellung, die der »langen Migrationsgeschichte« Rechnung getragen hat, war die Ausstellung »Wir. Geschichte und Gegenwart der Zuwanderung nach Wien« im Historischen Museum der Stadt Wien (1996). Anregung war die viel rezipierte Ausstellung »The Peopling of London« (1992), die einem multikulturalistischen Ansatz folgend die Vielfalt der Londoner Gesellschaft zeigen wollte. Und auch in der Ausstellung »Wir« wurde die Migrationsgeschichte entlang »ethnisch« markierter Gruppen erzählt: »Die Türken in Wien«, »Die Serben in Wien« etc. Dies spiegelt jedoch ein grundsätzliches Problem wider: Wenn es um Diversität

oder Vielfalt geht, ist meist »ethnisch-kulturelle« Vielfalt gemeint. Auf diese Weise treten soziale, politische und ökonomische Faktoren in den Hintergrund. Doch Kulturen sind generell, egal wie verwurzelt sie scheinen, nie statisch: mehr noch, im Grunde *sind* Kulturen überhaupt nicht, außer vielleicht in Bewegung – »travelling cultures«, wie James Clifford es nennt. Vor diesem Hintergrund stellt sich also die Frage, wie das Thema Migration visualisiert werden kann, ohne erneut in Re-Ethnisierungspraktiken zu verfallen. Wesentlich dabei ist, die Kategorie »Ethnizität« als Setzung und nicht als Wesenheit zu begreifen.

Ein Beispiel für eine Ausstellung, die dem Kulturalismus entkommen wollte, war »Gastarbeiter. 40 Jahre Arbeitsmigration« im Wien Museum (2004), die sich vor allem den sozialen und politischen Kämpfen der MigrantInnen widmete und es vermied, eine wie auch immer definierte Kultur der MigrantInnen zu thematisieren. Doch das Problem bleibt bestehen: um als ein Objekt oder Bild eines Migrationszusammenhangs erkennbar zu sein, muss es als *different* wahrgenommen werden und bestätigt auf diese Weise wieder die Alterität des migrantischen Lebenszusammenhangs.

Anlässlich der von der Initiative Minderheiten initiierten Sonderausstellung »Gastarbeiter. 40 Jahre Arbeitsmigration« entwickelten MitarbeiterInnen des Wien Museums unter dem Titel »Migrationsziel Wien« die erste Intervention in die Dauerausstellung des Museums. Dabei wurde an ausgewählten Objekten mit gelben Beschriftungen markiert, woher und aus welchem Grund die jeweiligen ProtagonistInnen nach Wien kamen. Hier zeigte sich sehr deutlich, wie mobil die Menschen zu allen Zeiten waren. Allerdings fanden die Erkenntnisse keinen dauerhaften Niederschlag der Schausammlung oder der weiteren Ausstellungspolitik. Die eigene Sammlung unter neuen Gesichtspunkten zu befragen, kann zwar ein erster Schritt sein, aber für manche Narrative bedarf es darüber hinaus Objekte, die sich noch nicht im Museum befinden.

In der Intervention 3 des Wien Museums »Männerwelten und Frauenzimmer« haben

Roswitha Muttenthaler und ich die Schausammlung unter der Genderperspektive befragt. In der Männerdomäne »Handwerk« konnten wir die vielen Frauen, die vor allem als Störerinnen im Handwerk tätig waren, nur sichtbar machen, indem wir auf Gerichtsakten, also Archivmaterialien zurückgriffen. Denn die im Museum befindlichen Zunfttruhen, Zunftzeichen, Zunftpokale etc. transportierten nur die Meisterdiskurse. Bei dem Projekt »Migration sammeln« für das Wien Museum im Auftrag der MA 17, an dem Arif Akkılıç, Vida Bakondy, Ljubomir Bratić und ich derzeit arbeiten, geht es uns ähnlich: Die Migrationsgeschichte der »GastarbeiterInnen« manifestiert sich vielfach in Flachwaren, die für Museen wenig attraktiv erscheinen mögen. Aber es sind oftmals Papiere wie Staatsbürgerschaftsnachweise, Pässe, Meldescheine, Ausländerarbeitskarten, Aufenthaltsbewilligungen, die das Leben und die Lebenschancen der Zugewanderten entscheidend prägen. Doch so unscheinbar und banal viele der gesammelten Objekte auf den ersten Blick erscheinen mögen, in Verbindungen mit den Geschichten der MigrantInnen eröffnen sie oft außerordentlich vielschichtige und unerwartete Perspektiven auf die Migrationsgeschichten.^v

Dass museale Repräsentationen von den gesellschaftlichen »Rändern« her in Frage gestellt werden, ist allerdings keine neue Entwicklung. So wurde seit den 1970er Jahren die Repräsentation von Arbeiter- und Frauengeschichte eingefordert. Es stellt sich allerdings die Frage, ob es sich bei dem derzeitigen Migrationsausstellungsboom um eine Strategie der Ermächtigung handelt, die immer auch mit der Frage der Sichtbarkeit und Repräsentanz in Verbindung gebracht wird? Werden MigrantInnen in allerdings in erster Linie im Kontext ihrer spezifischen Migrationsgeschichte verortet, bleiben sie stets auf den Status der MigrantInnen zurückgeworfen. Doch die Anerkennung, auf die sie letztlich abzielen, besteht nicht darin, als »ewige« MigrantInnen repräsentiert und damit fixiert zu sein, sondern vielmehr als »normale« BürgerInnen einer Stadt oder eines Staates gesehen zu werden.

Ein Ansatzpunkt besteht daher darin, Migration als *gesamtgemeinschaftliches* Themenfeld zu präsentieren. Denn wie bei der Repräsentation der Arbeiter- oder

Frauengeschichte geht es dabei nicht um einen Partikulardiskurs, ein Randthema, sondern um eine zentrale Erfahrung globalisierter Gesellschaften. Vorausgesetzt, der Blick richtet sich nicht nur auf ein vermeintliches Außen, sondern stellt auch die Frage, wie sich Gesellschaften *insgesamt* durch Migrationsbewegungen verändern. Für das ständige sich gegenseitig Durchwirken von Lebensweisen ist Migration Motor und Metapher zugleich.^{vi}

Es geht also eigentlich um eine Blickumkehr: Das Thema Migration stellt die national oder regional orientierten Museen auf den Prüfstand: Werden Museen zu Relikten einer überkommenen nationalen Ordnung oder gelingt es ihnen, vor dem Hintergrund aktueller Wandlungsprozesse sich den neuen Anforderungen zu stellen?

ⁱ Vgl. Regina Wonisch: Museum und Migration – Einleitung. In: Regina Wonisch, Thomas Hübel (Hg.): Museum und Migration. Konzepte – Kontexte – Kontroversen, Bielefeld 2012, S. 9-32.

ⁱⁱ Vgl. dazu: Annemarie Steidl: Auf nach Wien. Die Mobilität des mitteleuropäischen Handwerks im 18. und 19. Jahrhundert am Beispiel der Haupt- und Residenzstadt, Wien 2003; Ingrid Bauer, Josef Ehmer, Sylvia Hahn (Hg.): Walz, Migration, Besatzung. Historische Szenarien des Eigenen und des Fremden, Klagenfurt 2002, Sylvia Hahn: Historische Migrationsforschung. Frankfurt/New York 2012.

ⁱⁱⁱ Vgl. Benedict Anderson: Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts. Frankfurt/M. 1996

^{iv} Regina Wonisch (Hg.): Tschechen in Wien. Zwischen nationaler Selbstbehauptung und Assimilation, Wien 2010.

^v <http://www.migrationsammeln.info>

^{vi} Vgl. Regina Wonisch: Museum und Migration – Einleitung. In: Regina Wonisch, Thomas Hübel (Hg.): Museum und Migration. Konzepte – Kontexte – Kontroversen, Bielefeld 2012, S. 9-32.